

Andreas Iten · Maria schrieb einen Brief

1. Auflage 2023
BUCHER Verlag
Hohenems – Vaduz – München – Zürich
www.bucherverlag.com

© 2023 Andreas Iten
Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Lukas Christensen
Gestaltung: Gorana Guiboud-Ribaud
Produktion: Jelgavas Tipogrāfija, Lettland
ISBN 978-3-99018-690-9

Andreas Iten

*Maria schrieb
einen Brief*

Roman

BUCHER

Wer schreibt, dem wird geschrieben. Paul Winther hatte eine Kolumne über die Gleichgewichtslage der Gesellschaft geschrieben und dies am Beispiel von Bäumen veranschaulicht:

Mit Staunen und Wohlgefallen betrachte ich hochstämmige Obstbäume, aber auch eine Linde, die den Hügel krönt. Kräftige Eichen und Ahorne, bei denen vom Stamm drei Äste auseinanderstreben und die ein grosses Buschwerk tragen, sind wahre Individualisten. Sie widerstehen jedem Wind und Wetter. Sie erinnern an kräftige Figuren, die dem Leben ausgesetzt sind. Was der Baum den Menschen lehrt, ist der Wille, stets das Gleichgewicht zu halten. Bricht ein Ast ab und droht er es zu verlieren, verstärkt er mit einem Gegengewicht seine Äste, die es langsam wieder herstellen. Er mahnt den Menschen, Einseitigkeiten zu vermeiden und lehrt ihn durch Zähigkeit, die Schief-lagen auszutariieren.

Die Linde, die auf einem schöngeformten Moränenhügel steht, verdient das Lob eines Ästheten. Sie kann ein Vorbild sein. Wächst sie unbeschadet auf, bildet sie die Form ihrer Blätter nach. Sie sind herzförmig. Ist das Herz nicht jenes Organ, dass im Menschen stets für das Gleichgewicht sorgt? Schon der Klang des Wortes weckt Bilder, Träume und Düfte. Alles an der Linde ist weich und strömt Gesang aus. Sie inspirierte Franz Schubert zum wunder-samen Lied *Am Brunnen vor dem Tore*. Wer summt es nicht manchmal, wenn Stimmung dafür herrscht.

Die Linde erzählt von einem Leben im Gleichgewicht, das Wind und Wetter widersteht. Gute Politik oder die Führung eines Unternehmens sind bestrebt, die stets fragile Gleichgewichtslage in Gesellschaft und Betrieb zu erhalten oder, wo sie in Schiefelage gerät, sie wieder herzustellen. Gelingt dies, bleiben Staat und Betrieb stark und kräftig. pw

Die Kolumne gefiel offenbar. Eine Person mit M. J. schickte Winther eine Karte. Auf dem Hügel stand eine Linde:

Sehr geehrter Herr Winther,
herzlichen Dank für den schönen Text.

Nur M und J konnte Winther entziffern. War es eine Frau, handelte es sich um einen Mann, die oder der die Karte geschickt hatte? Er legte sie neben den Computer, auf dem er seine Texte schrieb.

Paul Winther war Personalchef einer mittleren Unternehmung der Metallbranche. Er redigierte das Personalblatt, das jährlich zweimal erschien. Darin veröffentlichte er Interviews mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die Abteilungsleiter des Unternehmens äusserten sich zu strategischen Überlegungen der Firma. Der *Weinländer Bote* engagierte ihn in den letzten Jahren seiner Berufstätigkeit als Gastkolumnisten. Er hatte als junger Student schon beim *Boten* Berichte geschrieben. Seine Texte fielen durch ihre Spritzigkeit und Originali-

tät auf. Er behielt seinen Stil bei, obwohl ihm der Chefredaktor empfahl, die Berichte einfach und sachlich zu schreiben. Das Blatt war in der Zwischenzeit vom *Schaffhauser Volksblatt* aufgeschluckt worden. Der CEO der Firma erlaubte Winther auf Anfrage, gegen Ende seiner Tätigkeit Kolumnen schreiben zu dürfen, allerdings unter dem Zeichen «pw». Wer die Personalzeitung las, wusste wer pw ist.

Nun stand Paul Winther vor seiner Pension. Der Chefredaktor lud ihn ein, auch in der täglichen Glosse «Geflügeltes» kurze Beiträge zu publizieren. Hatte er einen guten Einfall, schrieb er einen Text, der sich von der Kolumne nicht nur durch die Kürze, sondern auch durch Ironie und Witz unterschied. Ihm fielen Sätze ein wie: «Mache dich selbst zum Narren, dann machen dich die anderen nicht.» Er glossierte etwa einen Politiker, der in seinen Reden häufig die Wendung missbrauchte: «Das schleckt keine Geiss weg», und fragte etwas spitz, wer jetzt da die Geiss sei. In einer Glosse machte er deutlich, dass Ironie selten verstanden werde, weil der Schweizer Leser alles im Indikativ verstehe, was im Konjunktiv stehe. Er aber, Paul, benütze gerne den schöpferischen Konjunktiv. Politiker würden ihn meisterhaft beherrschen, weil er im Unterschied zum Indikativ offenlasse, was sie meinten.

Als sich zwei Politiker einmal stritten, notierte er, es gebe unter den Würmern Horizontalbohrer und Vertikalbohrer. Die einen würden die Oberfläche bearbeiten und die anderen die Tiefe, und weil dies so sei, kämen sie sich nicht in die Quere, denn beide würden Humus erzeugen. Leider hätten sie

den Kompromiss in ihren Gedanken schon eingeplant, bevor sie gefragt werden. Darin äussere sich die helvetische Bravheit.

Paul Winther hatte Soziologie, Germanistik und Psychologie studiert. Er belegte oft eine Vorlesung für Philosophie. Über Schopenhauer lehrte ein Gastdozent, den er sehr anregend fand. Schon während seines Studiums bewarb er sich als freier Mitarbeiter beim *Weinländerboten*. Obwohl ihm die Schnupperlehre Spass machte, übte er den Beruf eines Journalisten nach Abschluss seines Studiums nur einige Jahre aus und bildete sich nebenberuflich weiter. Er wünschte Personalchef einer grösseren Firma zu werden, was ihm nach einigen Jahren gelang.

Nun stand er nach einem reichen Leben vor der Pensionierung und überlegte sich, was er tun solle. Er entschied sich, das zu tun, was er freiwillig schon immer getan hatte. Er schrieb vermehrt für das *Schaffhauser Volksblatt* Texte und war bereit, als selbstständig erwerbender Berater Personalprobleme bei Firmen zu lösen.

Was ist Glück?

Gestern bei einer angenehmen Zugfahrt nahm mich die Frage gefangen, was Glück sei? Es muss sich um eine Erfahrung handeln, bei der der Mensch erkennt, dass sein Handeln mit dem übereinstimmt, worauf er angelegt ist. Das ist keine konkrete Antwort auf die Frage. Sie öffnet aber das grosse Feld des Nachdenkens über das Lebensglück. Alle Menschen verlangen nach Glück, das ist ge-

wiss. Glück muss damit zusammenhängen, dass Talente und Begabungen gelebt werden können. Immer taucht die Frage auf: Wer und wie möchte ich denn sein? Habe ich in mir Wünsche, die im Grunde unerfüllt geblieben sind? Gehört zum Glück der Glaube an ein höheres Wesen oder an das Höhere in mir?

Das Glück ist ein Wort, das auf Uneinholbarkeit hinweist. Es kann wie Freiheit und Spiel, Liebe und Lust nicht endgültig auf den Zähler seines Nenners gebracht werden. Es bleibt ein Bruchstück im langen Leben. Schon dem Kind ist das Streben nach Glücklichkeit in die Wiege gelegt. Der Säugling ist glücklich, wenn er die Brust der Mutter bekommt und an ihr ausruhen kann. Die Zufriedenheit ist die Voraussetzung, dass den Menschen hie und da das Glück erreicht. Sie ist also wie der Vorhof des Glücks und es kann in guten Momenten zur Vermählung mit der Zufriedenheit kommen. Sie ist ein Geschehen, das sich nicht planen lässt, was besagt, dass Glück nicht erzwungen werden kann. pw

Der Chefredaktor rügte Paul beim Gegenlesen, Wendungen gebraucht zu haben, die viele Leserinnen und Leser nicht verstehen würden. Wie solle man verstehen, dass das Glück nicht auf den Nenner zu bringen sei. Noch schwieriger finde er, dass er schreibe, das Glück sei eine Vermählung mit der Zufriedenheit. Er müsse doch so schreiben, dass alle auf Anhieb fassen, was er meine. Paul aber beharrte auf dem Text und meinte, er solle die Lesenden nicht unterschätzen. Dass

das Glück immer nur ein Bruch eines Ganzen sei, also ein Zähler bleibe, verstehe jeder. Die beanstandete Formulierung von einer Vermählung besage nur, dass es kein Glück geben könne ohne Zufriedenheit.

Die Kolumne fand wieder Anklang bei der unbekanntenen Dame. Auf der Rückseite des Kuverts standen Name und Adresse. Es handelte sich um eine Maria Jauch, wohnhaft in Winterthur. Hatte er nicht schon vor einem halben Jahr eine Karte erhalten, auf der er glaubte, es sei ein J zu lesen gewesen? War es die gleiche Person, die ihm die Karte mit dem Lindenbaum auf einem Hügel geschickt hatte?

Sehr geehrter Herr Winther,
in der Rubrik «Geflüstertes» lese ich gerne Ihre kurzen Texte. Einige habe ich ausgeschnitten und in eine Mappe gelegt. Den Text über das Glück las ich einige Male. Ich habe Ihnen vor sieben Monaten eine Karte mit der Linde auf einem schön geformten Hügel geschickt. Jetzt schreibe ich Ihnen einen Brief. Ihre Gedanken berührten mich. Diesmal sind es die überraschenden Formulierungen, die mir besonderen Spass machen. Ich verstehe gut, dass das Glück nur ein Zähler ist und nie das Ganze. Schon deshalb, weil es nur kurz dauert. Die Formulierung vom Glück als Vermählung mit der Zufriedenheit ist sehr poetisch, gefällt mir. Vielleicht ist Vermählung nicht das richtige Wort. Es steht etwas im Widerspruch zur Aussage, dass Glück ein Bruch sei. Vermählung ist auf eine

Dauer angelegt. Ich denke oft an das geflügelte Wort, der Mensch sei der Schmied seines Glückes.

Danke und grüsse herzlich

Maria Jauch

Winther war verblüfft. Er zeigte den Brief seinem Chefredaktor. Der Brief gab Paul teilweise recht, aber er kritisierte ihn auch. Diese Maria hat zurecht auf die Augenblickhaftigkeit des Glücks hingewiesen. Also ist das gewählte Bild nicht überzeugend. Da Winther mit Hodel ein fast freundschaftliches Verhältnis pflegte, gönnte er ihm den halben Triumph und beide freuten sich am Brief. Dennoch wollte Winther nicht kapitulieren, denn die Vermählung sei immerhin die Voraussetzung, dass ein Paar glückliche Momente erleben könne. Hodel, der Chefredaktor, hielt dagegen, glückliche Momente mit einer Frau zu erleben, setze nicht eine Vermählung voraus. Dies habe wahrscheinlich auch diese Maria sagen wollen. «Nimm dich in Acht, mein lieber Paul.»

«Der von Hand geschriebene Brief von Frau Jauch verdient eine Antwort», sagte er sich. Wer schreibt den heute noch Briefe? Er schaute auf die Karte mit der Linde und sagte sich: «Da sie mir ihre Adresse bekanntgegeben hat, erwartet die Unbekannte eine Antwort.»

Sehr geehrte Frau Jauch,

Sie sind so freundlich, von mir keine Antwort auf Ihren Brief zu erwarten, aber durch Ihren Hinweis, jeder sei der

Schmied seines Glücks, stellen Sie indirekt doch eine Frage, die ich gerne zu beantworten versuche. Der Satz bedeutet ja, dass jeder für sein Glück selbst verantwortlich sei. Oft ist das gar nicht möglich. Es gibt Umstände, wo ein Leben glücklos vor sich hinplätschert. Dafür gibt es Gründe. Pechvögel können den rechten Fuss mit dem linken verwechseln. Viele Menschen befällt eine Krankheit, für die sie keine Schuld tragen. Oft spielt im Leben der Zufall eine gute oder schlechte Rolle. Der Ort der Geburt ist nicht unwichtig. Diese Feststellungen relativieren die Volksweisheit, die gerne vergisst, dass Glück geschieht. In der Leistungsgesellschaft von heute verdrängen wir die Tatsache, dass Wichtiges sich ereignet. Schon die Geburt ist ein Geschehen und ebenfalls der Tod. Ich denke oft, dass vielmehr im Leben geschieht, als was Menschen wollen können. Wenn ich mir überlege, was in meinem Hirn geschehen ist, seit ich ihre kritischen Gedanken gelesen habe, so war es das ungesteuerte Denken in meinem Kopf, dass mir schliesslich sagt: «Du solltest Frau Jauch, wenn du ein höflicher Mann sein willst, antworten.» Das hat mein Denken schliesslich beschlossen und führte mich an den Schreibtisch.

Paul Winther mit herzlichem Gruss

Bevor Paul Winther den Brief abschickte, fragte er sich, ob er nicht zu belehrend sei. Hätte er ihn nicht von Hand geschrieben, sondern mit dem PC, würde er ihn gewiss ein wenig ändern und die Antwort bei einem kurzen, aber freundlichen

Dank belassen. Es machte ihm gerade Spass, etwas ausführlich zu sein. Dass sie den «Schmied seines Glücks» erwähnte, freute ihn, denn die Eltern von Gottfried Keller stammten aus Glattfelden, dem Dorf, wo er wohnte. Kennt sie die humorvolle Geschichte, in der Kabis alias Kabys Erbe wurde und es dann nach seinem Freudentanz nicht blieb, weil der wahre Kabys gefunden wurde? Paul stach die Neugierde.

«Jauch ist ein Urner Geschlecht», sagte er vor sich her und setzte sich auf das Kanapee, studierte die schöne und eigenwillige Schrift mit ihren Ober- und Unterlängen und der i-Höhe der Vokale, die bescheiden wirkte. Ein besonders hohes Selbstbewusstsein schien diese Maria nicht zu haben. Er verwarf aber den Gedanken und sagte sich, so eine flüchtige Analyse lasse Vorurteile entstehen. Es fiel ihm nicht ein, nach ihr im Internet zu suchen.

Maria Jauch las Winthers Antwort einige Male. Es freute sie, dass er sich mit ihrem Einwand auseinandergesetzt hatte. Sie zögerte nicht lange und begann eine Antwort zu entwerfen, die ihr nicht gelang. So zerriss sie das Blatt. Sie würde sich Zeit nehmen und sich eine Antwort ausdenken. Sie nahm sich schliesslich vor, nicht auf Winthers Brief zu antworten, sondern auf ein weiteres Winther-Thema einzugehen.

Geehrter Herr Winther,
seit einigen Jahren lese ich Ihre Kolumnen. Eine mir bekannte Frau bringt mir jeweils die Personalzeitung Ihrer Firma. Besonders Eindruck haben mir Ihre Betrachtungen

über die Anerkennung der Mitarbeitenden gemacht. Sie begründen fundiert, wie Aufmerksamkeit die Angestellten anspricht. Sie zitieren bedeutende Autoren. Ein Honneth zum Beispiel. Im Internet fand ich seinen Namen. In der Buchhandlung blätterte ich in einem seiner Werke. Ich fand es schwierig und kaufte das 600-seitige Werk nicht. Ich halte mich an einige Empfehlungen, die ich im Gedächtnis behalten habe. Sie haben, wenn ich mich richtig erinnere, in der Personalzeitung geschrieben, durch Anerkennung und gerechtes Behandeln fühlten sich Mitarbeiter getragen. Es gebe keine Gerechtigkeit, wenn sich diese nicht auf ethische Werte beziehe. Ohne eine Vorstellung von dem, was gut sei, gebe es kein fruchtbares, soziales Zusammenleben. Immer wieder denke ich über diese Sätze nach. Sie berühren meine Erfahrung. Wenn Sie dann hie und da über die Natur schreiben, sind Sie sehr poetisch. Fast hätte ich vergessen, für Ihren Brief zu danken.

M. Jauch

Dieser Brief weckte Winthers Neugier. Von welcher Erfahrung sprach Frau Jauch? Griff sie bewusst ein Thema auf, die den Briefwechsel weiterführen würde? Sie betrat hier ein Gebiet, das ihn als Personalchef immer beschäftigte, worüber er von Zeit zu Zeit geschrieben hatte. Einmal wurde er vom Boss sogar gewarnt, dass er das Thema etwas zurückhaltender behandeln solle. Lob könne Mitarbeiter bequem machen. Sie würden ja für ihre Arbeit bezahlt. Winther war klar, dass es

auf die Dosierung ankam. Ein guter Angestellter aber wolle spüren, dass er geschätzt werde. Er konnte nicht widerstehen, Frau Jauch zu antworten:

Dass Sie von einem meiner Texte schreiben, der meine Tätigkeit berührt, ist wohlwollend. Ohne Anerkennung der guten Arbeit eines Angestellten verliert er die Motivation, mehr zu tun als das, was zwingend verlangt wird. Man sagt, er arbeite nach dem Pflichtenheft, zeige darüber hinaus kein Interesse. Das ist in gewissen Berufen schädigend, besonders wenn der Angestellte es mit Kunden zu tun hat.

Sie überraschen mich mit der Bemerkung, dass Sie Kolumnen gerne lesen, wenn in ihnen ein Hauch von Poesie atme. Ohne Poesie kein Leben! Wer mit offenen Augen durch die Welt geht, wird überall den Atem der Natur, der Kunst, der Dichtung oder der engagierten Tätigkeit des Menschen spüren. Wenn es mir gelingt, Eindrücke dieser Art zu beschreiben, bin ich glücklich. Gelingende Tätigkeit macht glücklich.

Guten Tag

pw

Paul Winther schrieb einen kleinen Text in der Rubrik «Geflügeltes». Er ging dabei von einem Vorfall aus, der in der Stadt Empörung auslöste. Er berichtete über ein geschmackloses, politisches Gezänk. Winther kommentierte es nicht direkt, aber er schrieb dazu eine kleine Glosse. Sie handelte vom guten Geschmack.

Es gibt Biertrinker und Weintrinker. Beiden lösen sie die Zunge. Die eine ist lauter und hat Schaum vor dem Mund. Man versteht ihn deshalb nicht richtig. Schaum dämpft. Der andere trinkt den Wein, aber so, als ob er Bier trinken würde. Dass ihm auch der gute Geschmack fehlt, liegt an den grossen Schlucken, mit dem er ihn durch den Gaumen schlenzt.

Wer nicht kostet und schmeckt, kann keine Weisheit erlangen. Denn im Wort «homo sapiens» steckt das Wort «sapor», was so viel wie Verstand oder Geschmack bedeutet. Mir scheint, dass wir gerade erleben, dass zwischen den Streithähnen keine Sapientia herrscht. Der gute Geschmack ist der Ursprung der Weisheit. Wie sollte man weise sein, wenn man redet, wie man trinkt. Ich proste der Sapientia zu und nicht der Torheit. pw

Die Glosse löste einen Shitstorm aus. Auf Facebook und anderen Plattformen wurde der kurze Text kommentiert, in den Beizen wurde gelacht, und jene, die nicht wussten, was und wer genau gemeint war, wurden aufgeklärt. Der spitze Stift der Glosse freute Chefredaktor Hans Hodel. Er sah seine Zeitung im Gespräch. Bei seinem Firmenchef fand die Glosse keine Anerkennung. Nun war er anfangs 2019 aber bereits im letzten Jahr seiner Anstellung. Es winkte die Pensionierung.

Auf der Redaktion trafen zahlreiche Briefe ein. Die meisten lobten diesen pw. Einige empörten sich. «Ihr Herr pw, der sich hinter dem Kürzel versteckt, beleidigt uns Biertrinker.» Einer meinte: «Wer den Wein herunterschlenze, sei kein

Weintrinker, sondern ein Säufer. Und wenn die Herren, der eine wie der andere, zu sehr dem Alkohol zusprechen, sei es nicht verwunderlich, dass sie mit loseem Mundwerk auftrumpfen.» Dass sich einige ein- und zweisätzliche Kommentare widersprachen und die Wohlwollenden die grosse Mehrheit bildeten, gab der Redaktion zu lachen und löste Spott aus. Paul Winther aber freute sich. Er erhielt sogar ein Brieflein von M. Jauch:

Herr Winther,
habe die Glosse mit Genuss gelesen. Einen der Herren kenne ich. Es handelt sich um den Weintrinker. Er ist ein unangenehmer Nörgler und Besserwisser. Ich muss schon sagen, Sie sind tüchtig dreingefahren. Was ich dann teilweise auf Plattformen las, zeigt wie humorlos die Menschen sind. Sie verstehen Ihren Text nicht. Sie, Herr Winther, haben einmal vom kreativen Konjunktiv geschrieben. Diesen Ihren Text lese ich nicht im Indikativ, sondern eben in dem etwas spottenden Konjunktiv. Ich gratuliere herzlich.
M. Jauch

Winther kratzte sich im Haar. Wer ist diese Frau Jauch? Sie hat ein überaus gutes Gedächtnis. Auch weiss sie, was Geschmack für das Zusammenleben bedeutet. Er begann sich Vorstellungen von ihr zu machen. Sie ist gebildet und geht wie beiläufig mit Fremdwörtern um. Der kreative Konjunktiv hat ihr gefallen. «Ich begegne da einer Frau, die mich

versteht. Ich werde alle ihre Briefe, die sie mir schreibt, beantworten. Ich bin bald pensioniert, lebe einer Zeit entgegen, die noch immer etwas von mir fordert oder ich von ihr.» Es gab in Winterthur nur eine Frau, hatte er herausgefunden, die ein Geschäft führt.

Abends, wenn Frau Jauch jeweils in die Wohnung kam, kochte sie sich ein leichtes Essen, trank ein Glas des sorgfältig ausgewählten Weines und setzte sich später auf das Sofa. Sie überlegte sich, was der Tag gebracht hatte. Blieb kein Problem bestehen, las sie ein Buch. Maria dachte: «Winther weiss nicht, dass ich ein Geschäft führe, in dem der Wein eine wichtige Rolle spielt. Er kann nicht richtig einschätzen, warum mir die Glosse so gut gefallen hatte.» Aber sie täuschte sich.

Seit Maria mit Winther in Briefkontakt getreten war, kehrten ihre Gedanken immer wieder zu ihm zurück. Das Thema «Glück» liess sie nicht los, darum skizzierte sie einen Brief, von dem sie nicht wusste, ob sie ihn abschicken würde. Es konnte auch ein Tagebucheintrag bleiben:

Ich nehme an, Herr Winther, die Glosse, die Ihnen meisterhaft gelang, macht Sie glücklich. Ein Moment des Glücks befriedigt das Gefühl. Ist Ihnen ein guter Text gelungen, haben Sie für den Moment erreicht, was Sie sich wünschen. Sie sind dann halt doch ein Schmied des Glücks. Man kann das Glück ja auch verscherzen. Auch wenn das Glück recht flüchtig ist, braucht es dazu ein Sensorium.

Das Glück scheint mir ein Lohn der Arbeit, ein Geschenk der Tätigkeit, eine Frucht der Talente und Begabungen zu sein. Das bunte Leben eines Taugenichts ist eine schöne romantische Idee, ein Traum. Ich sitze gerade auf meinem Sofa und lese nochmals Ihre Briefe. Ich blättere auch in Ihren Texten, die ich, gefielen sie mir, sorgfältig abgelegt habe. Ich liebe Gedichte und so können Sie sich vorstellen, dass ich poetische Stellen in Ihren Kolumnen schätze.
M. J.

Maria wählte eine Karte, auf der Einstein mit einem provozierenden Satz zitiert wird: «Um ein tadelloses Mitglied einer Schafherde sein zu können, muss man vor allem ein Schaf sein.» Weiss der Kuckuck, wer ihr die Idee gab, sie ins Kuvert zu stecken. Kaum hatte sie es in den Briefkasten geschubst, bereute sie die Wahl der Karte. Winther könnte sie missverstehen. Vielleicht aber würde er den Aphorismus in einer Glosse einbauen.

Maria war sich sicher, dass Winther schon lange herausgefunden hatte, dass sie in der «Weinhandlung Della Torre» und in ihrem Spezialitätengeschäft beschäftigt war. Von ihrer Biografie konnte er keine Ahnung haben.

In der Tat fand Winther die E-Mail-Adresse, aber er hielt sich bewusst zurück und schrieb die Briefe mit der Feder. Briefe von einer Persönlichkeit erschliessen mehr als eine flüchtige Mail. Die Schrift gibt Hinweise, wer die Schreibende sein könnte. Erhielt Paul Mails, war er überrascht, wie die Frau

war, wenn er sie persönlich kennenlernte. In der Handschrift spiegelt sich immer auch ein wenig die Seele des Menschen. Es ging bei einigen Bekanntschaften lange, bis er wahrnahm, dass die Zuneigung eine Projektion seiner Wünsche war, die dann bei der Begegnung enttäuscht wurden. Kam es digital zu einer Kristallisierung, wie sie Stendhal in seinem Werk *Über die Liebe* beschreibt, war mehr in seiner Fantasie als in der Frau, die er zum Rendezvous traf. In der Kristallisation steckte also mehr Ich als Du. Die Einbildungskraft entdeckt in virtuellen Briefen mehr die Vorzüge, die die Person haben sollte, als dass sie sie hatte. Winther hatte nicht verstanden, wie eine Frau fühlt, wie sie empfindet. Das musste er lernen. Er musste eine Methode finden, die den Weg des Verstehens geht. Vielleicht könnten es die niederlagelose Methode oder Ich-Botschaften sein, die der Psychologe Thomas Gordon in seinen Werken empfiehlt. Noch besser gefiel ihm, wie Sokrates vorging, der Fragen den Antworten vorzog. Winther beschloss ganz banal, Maria zu fragen, ob es ihr passe, wenn er per Mail schreibe.

Ihre Antwort war knapp. Sie dankte für die Anregung. Es würde den Briefwechsel erleichtern. Und schon erhielt Frau Jauch eine Mail.

Frau Jauch,

Sie unterstellen mir sicher nicht, dass ich ein braves Schaf in der Herde bin. Ich lachte, als ich das Einstein-Zitat las. Es ist treffend. Vielleicht dachten Sie, ich würde eine Herde frommer Arbeiter überwachen. Das ist nicht

so. Heute geht das nicht mehr so einfach, wie zur Zeit von Einstein. Jeder glaubt an das, was er denkt. Ihre kurze Antwort hat mir zugleich verraten, unter welcher Mail-Adresse Sie meine Briefe erwarten. Ich erlaube mir, die Bestätigung Ihres Briefes durch den Äther zu senden. Ich bin oft in Winterthur und werde gerne einmal ins Geschäft «Della Torre» und in den Spezialitätenladen der Lady Maria vorbeisehen. Italienische Spezialitäten und Wein kann ich bei Ihnen besorgen, zumal ich oft für mich allein etwas Kleines koche.

Ich grüsse Sie herzlich

pw

Maria hatte geahnt, dass Winther die Karte mit Humor lesen und ein wenig Ich-Bespiegelung machen würde. Der Ausdruck «Lady Maria», den er gebrauchte, kam ihr dann doch wie ein kleiner, leichter Spott vor. Sie dachte oft, diejenigen, die öffentlich schreiben, würden das letzte Wort für sich beanspruchen.

Dass Maria die Anregung gefiel, per Mail zu schreiben, hatte auch damit zu tun, dass sie Aussicht gab, dass Winther den Briefwechsel weiterführen möchte. Dass er im Geschäft vorbeizukommen wünschte, freute sie. Sie war gespannt. Sein Bild hatte sie in seinen Personalnachrichten oft betrachtet.

Paul schwieg eine ganze Woche. Maria war beunruhigt. Hatte sie ihn doch beleidigt? Er aber hatte sich entschieden, einen Umweg für die Antwort zu wählen. Er schrieb eine

Glosse. Die Rubrik «Geflügeltes» befand sich in der Zeitung immer links oben auf der Titelseite und war kurz.

Die Nachahmer:

Die Welt ist in steter Bewegung. Immer wieder tauchen neue Moden auf und alte werden dem Zeitgeist angepasst. Propagiert werden sie meist mit einer bekannten und beliebten Persönlichkeit oder einer auffälligen Schönheit. So ein schönes nacktes Bein begünstigt den Modefimmel. Eine teure Uhr am Arm eines Stars lockt Menschen, es ihnen gleich zu tun. Die Moden schaffen Schafherden und sie wünschen, dass die Menschen tadellose Mitglieder der Masse bleiben. Schon von Kind auf ist der Mensch ein Nachahmer und begibt sich dabei oft in eine selbstgewählte Unmündigkeit. In Sachen Moden bleibt er ein Kind. Er liebt seinen Teddybären. pw

Maria lachte. Die Glosse las sie als Gruss. Sie sagte ihr: «Maria, ich denke an Sie.» Damit erreichte Winther ihre totale Aufmerksamkeit. Sie ass gerade das Frühstück, holte, das Butterbrot noch mampfend, den Laptop und schrieb:

Sie nehmen nicht etwa an, Herr Winther, dass ich ein Schaf bin? Wenn es darauf ankommt, habe ich Krallen. Es war mir nicht vergönnt, auf weichen Pfoten durch das Leben zu gehen. Ich schicke Ihnen lachende Grüsse.
M. J.

Es dauerte nicht lange, trudelte die Antwort von Winther ein:

Liebe Frau Jauch,

Krallen habe ich noch keine gespürt. Sie begegnen mir auf weichen Sohlen? Ich wünsche Ihnen einen guten Tag. Ich werde zurückkommen auf ein Thema, das wir schon angesprochen haben. Sie erhalten den Brief am Abend. Ich fahre nach Schaffhausen und treffe Hans Hodel.

pw

Winther beschäftigte auf dem Weg das Thema Glück. Es ist nicht auszumachen, ob er an sein Leben dachte, das ausser seiner guten Anstellung in der Firma und dem kleinen Vergnügen, sein Talent als Schreibender zu nutzen, bis anhin nicht besonders geglückt war. Es blieb eine nicht gestillte Sehnsucht. Vielleicht war es gerade das Schreiben. Der Mangel verlangte oft nach einer Kompensation. Wer ein Bein verloren hat, träumt, er könne auf vier Beinen gehen.

Liebe Frau Jauch,

Glück ist das höchste zu erreichende Gut. Ein voraussetzungsloser Antrieb sehnt sich und strebt nach dem Glück. Natürlich kann sich der Mensch auch als Mitglied der Herde glücklich fühlen. Jeder kann dies beobachten, wenn sich die Herde in der Street Parade durch die Stadt wälzt.

Mir scheint, der Mensch muss wollen, dass ihm das Leben glückt. Glücksstreben ist dem Menschen innewohnend, aber das Glück ist nicht wie selbstverständlich

da. Bücher über das Glück füllen zahlreiche Regale. Ich werde in einem Gespräch bestimmt die Möglichkeit erhalten, diese Ansicht in einen grösseren Zusammenhang zu stellen.

pw

Maria und Paul redeten sich in ein Hochgefühl hinein. SMS über den Himmel zwischen Winterthur und der Adresse von Winther rasten hin und her. Maria:

Ich bin keine Philosophin. Ich handle nach meinem gesunden Menschenverstand. Es gibt ja sicher weitere Antriebe, die voraussetzungslos im Menschen vorhanden sind. Vielleicht entspringt auch das Schreiben einem inneren Drang. Was mich bei vielen Ihrer Texte schon lange gewundert und gefreut hat, war die immer wieder aufblitzende Poesie. Ich denke manchmal, die letzten Dinge liessen sich nur poetisch sagen. Als ich vor einigen Wochen an einer Beerdigung teilnahm und hörte, was der Priester über den Tod und das Jenseits predigte, dachte ich, es sei schönste Poesie. Über den Himmel lässt sich nur poetisch reden, fiel mir ein. Dagegen fand ich den Katechismus, den ich als Kind auswendig lernen musste, nüchtern und langweilig. Warum, weiss ich nicht.

Ihr Satz, Glück sei eine Vermählung mit Zufriedenheit, empfinde ich als poetisches Bild. Damit meine ich nicht, er müsse unbedingt richtig sein. Als ich meinen Mann heiratete, erlebte ich die Hochzeit als jubelnden Tag. Dem

folgten Tage, die wenig mit Glück zu tun hatten. Ich wurde einem Sachzwang unterworfen. Ich sehnte mich nach schöneren Tagen. Ist die Sehnsucht nach einem guten Leben und schönen Tagen nicht auch ein voraussetzungsloser Wunsch? Nun aber muss ich ins Geschäft.

Mit Gruss

M. J.

Mitte Februar

Als Maria über die Treppe hinunter in den Laden stieg, machte sie sich Vorwürfe, dass sie am Ende der Mail persönlich wurde. Das würde Paul Winther zu denken geben. «Du hättest von dir absehen sollen.» Es beherrschten sie Zweifel, ob sie richtig gehandelt habe. Sie glaubte, keinen Seelendoktor zu brauchen. Ihr war es gelungen, mit sich und dem Leben selbst fertig zu werden. Warum konnte sie Winther ihre persönlichen Gedanken nicht vorenthalten? Ihr schien, zu Paul Winther sei eine gewisse Vertrautheit entstanden. Wirkte sie nicht aufdringlich?

Paul machte sich tatsächlich Gedanken. Was hatte Maria bewegt, anzutönen, wie es in ihrer Ehe verläuft? Was mag sie angeregt haben, persönlich zu werden und von ihrer Ehe zu sprechen? Es klang, als wäre der Hochzeitstag doch der schönste Tag gewesen. Dass der Brief von Maria in ihm etwas anrührte, spürte er nicht sofort. Aber er regte ihn auf fast rätselhaft Weise an, mehr von Maria zu erfahren. Es war ihm bewusst, dass Maria ihn kennen musste. Wer schreibt, gibt

irgendwie sein Herz und sicher seine Visage preis. Manchmal äussert das Herz sich in Nebensätzen.

Maria betrachtete sein Porträt manchmal auch in der Zeitung. Das Foto, das er für seine Rubrik «Geflügeltes» ausgewählt hatte, hätte gewiss besser und anziehender sein können. Es wirkte gestellt und etwas verkrampft. Dennoch sah sie in den Linien seines Gesichtes etwas zwischen Leichtigkeit und Ernst. Er hatte vor einiger Zeit den Besuch im Geschäft angekündigt. Wann würde er kommen?

Winther nahm zu ihrer Enttäuschung in seiner letzten Mail keinen Bezug zur persönlich gefärbten Äusserung. Er blieb seiner Linie treu, ein wenig philosophisch, aber hoffentlich, wie er sich sagte, nicht belehrend zu sein.

Liebe Frau Jauch,

ich habe mir überlegt, in welchen meiner Texte Sie glauben, dass eine Prise Poesie aufgeblitzt sei. Handelt es sich um eine meiner Kolumnen? Interessant finde ich, und das nehme ich als Kompliment gerne entgegen, dass Sie poetische Blitze in meinen Texten registrieren. Der Sprung, den Sie dann zur Metaphysik machen, indem Sie sagen, man könne die letzten Dinge eigentlich nur poetisch ausdrücken, bringt mich eher in Verlegenheit. Ist der Himmel nicht einfach eine persönliche Vorstellung? So kommt es wohl auf die Fantasie des Priesters an, wie er am Grab darüber spricht.

Ich grüsse Sie herzlich

pw

Die Antwort, die sie am Abend las, freute Maria. Sie wusste jetzt definitiv, dass dieser Briefwechsel nicht einfach abbrechen würde. Kühn beschloss sie, Winther mit einem Telefonat zu überraschen. Sie rief ihn spontan an. Er war nicht zu Hause. So verschob sie den Anruf. Aber um neun Uhr versuchte sie nochmals anzuläuten, zögerte, ärgerte sich über ihre Ungeduld. Sie legte den Hörer wieder in die Gabel.

Winther wäre nicht zu Hause gewesen. Er war zu einer Herrenrunde nach Schaffhausen gefahren und traf sich mit Kollegen und mit Hans Hodel, den alle Chef nannten. Alle vierzehn Tage sassen sie im «Schützengarten», gingen kritisch auf Artikel im *Volksblatt* ein und vermissten tiefere Analysen, die sie in grösseren Zeitungen fanden. Auch die *Süddeutsche* gehörte zu Winthers täglicher Lektüre. Einzig Kollege Hans, der kurze Zeit Chefredaktor war, gelang es, mit gut fundierten Artikeln eine Seite zu füllen und an historische Ereignisse zu erinnern. Jahrestage, die die Welt veränderten, sollten ausführlich geschildert werden. Hans war peinlich bemüht, seine Artikel quellengestützt zu verfassen. Er hatte in seiner Agenda lange vorgemerkt, wann ein Aufsatz erscheinen sollte. Manchmal begann er Monate voraus, sich schon Notizen aus zuverlässigen Büchern zu machen.

Paul hatte nur das Privileg, als Gastautor Kolumnen und Glossen zu schreiben. Er schrieb manchmal über Todes- und Geburtstage von Kulturschaffenden. Er verehrte den Schriftsteller Markus Werner. Sein Roman *Am Hang* gefiel ihm ganz besonders, weil sich zwei Freunde leidenschaftlich über die Lebensauffassung und die Liebe streiten. Auch schon war

er auf die erste Schaffhauser Ständerätin Esther Bühler, die engagiert auf das Bienensterben hinwies und das Thema im Ständerat zur Sprache gebracht hatte, eingegangen. Als der Film von Markus Imhof *More than Honey* gezeigt wurde, besprach er ihn, nicht ohne auf Bühler hinzuweisen. Kolumnen, sagte er sich, sollten wenn möglich immer auch einen Bezug zu Menschen haben, die in der näheren Umgebung bekannt sind. Hans Hodel kritisierte diese Meinung. Vielmehr verlangte er von den Redaktoren, dass sie von Erlebnissen und persönlichen Erfahrungen zu einer Pointe fanden, die das Gelesene zu einer allgemeinen Wahrheit verdichten würden.

Als Paul Winther zu Hause war, mailte er:

Liebe Frau Jauch,

ich habe Ihnen noch nicht verraten, dass ich in Glattfelden wohne. Gestern Abend juckte es mich, Sie mit einem Anruf zu überraschen. Es war abends um neun Uhr. Ich gab die Nummer ein, legte dann den Hörer wieder auf. Eine Frau, die ich nur von einigen Briefen her kenne, in der Nacht anzurufen, schien mir unschicklich. Das könnte Sie unliebsam überraschen. Ich verzichtete auf den Anruf. Vielleicht haben Sie aber gespürt, dass ich an Sie gedacht habe. Ich will es mir nicht allzu bequem machen. Den Briefwechsel mit Ihnen möchte ich keineswegs durch Telefonate ersetzen.

pw

Herr Winther,

Sie hätten mich nicht überrascht. Uns gegenseitig zu schreiben hat eine besondere Qualität. Ich schreibe jeden Tag unzählige Mails an Kunden als Antwort auf eine Bestellung. Oft erreichen mich unklar formulierte Wünsche. Etwa: «Schicken sie mir einen Karton Wein von dem, den ich immer bei Ihnen beziehe, von dem exzellenten Jahrgang 2015, dem Spanier.» Ich muss dann zurückmailen, dass ich keine Spanier im Sortiment hätte und erklären, dass es sich um einen Primitivo handle, den der Schreibende bei mir bezogen habe. Mit Bedauern schrieb ich, der 15er sei schon lange weg. Auch der Wein mit Jahrgang 2018 würde sicher die Probe bestehen.

Wenn ich den ganzen Tag Geschäftsbriefe schreibe, werde ich müde und sehne mich nach einem Brief, der nichts mit dem Geschäft zu tun hat. Manchmal erreicht mich ein Brief aus Kanada. Aber Geschäft ist Geschäft und gehört zu meiner Tagesarbeit. Da ist kein Duft in einem Brief.

Manchmal sitze ich am Abend in der Wohnung und gebe mich entspannt der Lektüre einiger Gedichte hin. Ich überlege mir, was eine Metapher sagen will. Sie lässt der Fantasie viel Spielraum. Eine frühere Kollegin, mit der ich in der Bank zusammengearbeitet habe, schreibt mir immer fein abgezikelte Briefe. Ich liebe sie sehr, weil sie originell auf verschiedene Spuren führen. Sie empfiehlt mir oft Bücher, die ich lesen sollte. Aber meine Zeit ist rar. Ein Geschäft, wie ich es führe, ist nie am Abend zu Ende. Manchmal sage ich mir, meine Mitarbeiter würden

gewisse Aufträge morgen spielerisch erledigen. Also entspanne ich mich und lese einen Roman. Warum aber liest man einen Roman?

Danke

Maria Jauch

Anfang März

Winther bemühte sich, die Frage zu beantworten und schrieb:

Romane erzählen eine Geschichte, die den Kern des Problems, das eine Autorin beschäftigt, zerlegt und nachvollziehbar beschreibt. Darum sind sie anschaulicher und näher bei den Dingen als philosophische Abhandlungen, die oft sehr kompliziert sind. Diese werden oft in sehr abstrakten Begriffen ins Allgemeine gerückt, ohne auf eine persönlich erlebte Erfahrungen Bezug zu nehmen. Darüber liesse sich aufgrund eines Beispiels lange diskutieren. Dies nur auf die Schnelle. Ich gehe gerade dem Gedanken nach, warum Poesie uns besonders beglückt. Ich habe gerade einen Entwurf geschrieben, den ich Ihnen später, überarbeitet, schicken werde.

pw

Liebe Frau Jauch,

ich bin Ihnen noch schuldig, über Poesie zu reden. Sie haben feinfühlig bemerkt, dass Religion einen poetischen Ursprung besitzt. Es sind ja immer Geschichten, aus denen die Religionen zehren. Die Evangelien erzählten das

ter. Weil Peet anders entschied, bliebst du in einem dilemmatischen Zweifel, ob du dich richtig verhalten hättest. So ist wohl zu verstehen, dass du im Grund deine Tat noch immer als Sünde betrachtetest.

Absurd ist, dass du noch immer glaubst, du müsstest deinen Sohn vor deiner Familie verbergen. Das führte dich in den nicht auflösbaren Lebenswiderspruch. Daraus musst du dich befreien. Einige Schritte hast du ja schon getan. Du korrespondierst mit Peet, deinem Sohne, und er war auch schon in der Schweiz. Am Ende muss die Vernunft die letzte Instanz sein, die vor jedem Glauben zu befragen ist. Darf ich dich an die Gespräche über den Ur-Willen Schopenhauers, und wie du seine Idee weitergeführt hast, erinnern. Du hast sie vernünftig weiterentwickelt. Du bist keiner Religion verpflichtet. Vertraue doch deiner Vernunft!

Paul schickte seine Gedanken, die er handschriftlich aufgeschrieben hatte und die zu einem Brief geworden waren, an Maria. Auf einer beigelegten Karte notierte er:

Liebe Maria,

PS: Ich werde am Samstag gerne zu dir kommen. Ich danke dir für die Einladung. Morgen fahre ich nach Schaffhausen und werde nach Schluss unserer Stammtischrunde mit Hans ins «Museum Allerheiligen» gehen. Es soll einen Vortrag geben über regionale Aspekte des Rohstoffkreislaufes, den Hans unbedingt besuchen möchte.

Mich interessiert dieses Thema ebenfalls. Ich freue mich, dich bald zu treffen.

Paul

Es war Samstag am frühen Abend. Maria hatte das Geschäft geschlossen. Paul nahm sich vor, sie definitiv aus den Fesseln ihres Sündenbewusstseins herauszuführen. Es kam – was Maria nicht vorgesehen hatte – zu einem langen Gespräch. Paul geriet etwas ins Dozieren. Maria hörte erstaunt zu. Sie hatte doch die Tafel vorbereitet. Aber Paul war nicht zu stoppen. Essen könnten sie später noch. Er habe sich in jungen Jahren noch mit der kritischen Bibelforschung beschäftigt und zu seiner Überraschung erfahren, dass die verschiedenen Evangelien Jahrzehnte nach dem Tod Jesu geschrieben worden waren. Sie seien also bereits Theologie gewesen und damit interpretierten die Evangelisten ihre Meinung über Jesus. So habe der Evangelist Matthäus einen Jesus Christus als Pantokrator und Johannes einen Christus als Logos der Liebe geschaffen, der durch seine Worte viele Wunder bewirkt habe. Diese Ausführungen interessierten Maria. Wo zielte Paul hin?

«Jesus wurde durch die Umdeutung vom einfachen erfolgreichen Prediger ein Christus, ein Held der Religion, ein Gesalbter und eine Lichtfigur für die Gläubigen. Er gab sich als Sohn des Vaters im Himmel aus. Die Kirchenväter führten die theologische Deutung weiter und schufen auf dem Fundament dieser Lichtgestalt die christliche Kirche. Augusti-

nus übernahm nach der Lektüre der Schriften Platons und der Neuplatoniker deren Seelenlehre, die postuliert, dass die Seele lebendigen Anteil habe am ewigen Ideenkosmos und so unsterblich sei. Damit war die unsterbliche Geistseele erfunden und auch der dazu passende Himmel, in dem die Seelen nach dem Tod weiterlebten. Dieser Glaubensakt wertete den individuellen Menschen ab, denn er war nun der Gnade des allmächtigen Gottes ausgeliefert. Die Kirche verschaffte sich ein Verfügungsrecht über die Seelen. Unterschiedliche Theologien entstanden. Die Theologie und die Ethik der späteren katholischen Kirche nahmen sich heraus, über die Sünden des Menschen detailliert zu urteilen. Die Kirche erfand das Sakrament der Beichte. Damit schuf sie ein raffiniertes Marketinginstrument, um die Seelen an sie zu binden.»

Maria lachte: «Die Beichte – ein Marketinginstrument! Ist das nicht übertrieben? An so etwas habe ich noch nie gedacht. Die Beichte war ein Sakrament.»

«Darin bestand die höchste Art, über Seelen zu verfügen, was sogar mit dem Sakrament der Ehe geschah, welches den Menschen ein Ewigkeitsgelübde vorschrieb.»

Paul liess sich nicht weiter unterbrechen und fuhr sehr leidenschaftlich weiter: «Die Sündenlehre Augustins hatte grausame Folgen. Vor allem wurde sie zur Geissel, mit der sie das sexuelle Leben der Menschen peinigte. Calvin schuf die härteste Lehre einer Prädestination. Gott allein blieb es vorbehalten, Gnaden zu verteilen. Es war Kierkegaard, der gerne gewusst hätte, ob er in der Gnade Gottes stehe und ob bereits bestimmt sei, dass er geheiligt oder verdammt werde. Er litt

unsäglich unter einem Sündenbewusstsein. Für mich wurde das Werk *Furcht und Zittern* zu einer Offenbarung und beeinflusste mein Denken. Ich wandte mich der Existenzphilosophie zu. Sie postuliert, dass der Mensch sich selbst innerhalb von staatlichen Gesetzen und den Sitten verantwortlich fühlt und nicht gegenüber einem unbestimmten Gott.»

«Ich habe also selbst zu verantworten, was ich getan habe?»

«Ja, du hast einem Sohn das Leben geschenkt. Das genügt, um dich von jedem Gefühl von Sünde zu befreien. Die Folgen hast du leider tragen müssen.»

Wie um dem Gedanken Nachdruck zu verleihen, wiederholte Paul: «Du hast Peet II. geboren. Er ist ein tüchtiger Mensch geworden. Es wäre doch schade, lebte er nicht. Du solltest das schlechte Gewissen definitiv beerdigen.»

Maria atmete auf: «Ich sehe dies alles ein. Worunter ich aber dennoch leide, bleibt die Tatsache, dass Peet, mein Sohn, in Kanada lebt und dass ich zugestimmt habe, dass er die Schweiz verlassen durfte.»

«Du hattest gegen die Verfügung der Behörden keine Möglichkeit, ihn zurückzuhalten.»

«Mich plagten damals existenzielle Nöte. Ich verstand, dass mein Sohn in Kanada besser aufgehoben wäre als bei mir. Das rieb mir die Sozialarbeiterin unter die Nase. Deine theologische Aufklärung löscht mein Leid nicht aus. Inzwischen habe ich so viel Distanz zu meiner längst verstorbenen Mutter und zum Pfarrer gewonnen, dass der Druck des schlechten Gewissens nachgelassen hat. Mich quält dennoch